

Eduard Führ

Der Tag, an dem ich der verantwortliche Ingenieur auf der ‚Mission to Mars‘ war, oder: Technikmuseenfolgeabschätzungen

1. ‚Mission to Mars‘

Endlich die Anerkennung und die Verantwortung, um die ich lange gekämpft hatte; ich stand vor dem Aufzug in das Shuttle, zwar als Letzter in unserer kleinen Vierergruppe mit dem Commander an der Spitze, aber immerhin. Natürlich war ich ein bisschen nervös, ob ich meinen Aufgaben gerecht werden konnte, die mir durch einen Lautsprecher noch einmal deutlich gemacht wurden. Wird es mir gelingen, die Crew, wie auf diesen langen Reisen vorgesehen, in einen Hyperschlaf zu versetzen, aus dem sie dann rechtzeitig wieder aufwacht? Wird es mir gelingen, im rechten Moment beim Landen die zusätzlichen Tragflügel auszufahren?



Raumanzug

Wir steigen ein, werden noch einmal durch die Lautsprecher instruiert, vor allem darauf hingewiesen, unsere losen Gegenstände sicher zu verstauen. Nun wäre die letzte Chance für Leute, die Angst vor dem Dunkel haben und die Beschleunigung nicht vertragen, auszusteigen. Sagt der Lautsprecher, sicherlich, um sich vor Schadensersatzansprüchen zu wappnen. Aber niemand steigt aus. Es geht los. Wir werden in eine liegende Position gebracht, verlieren im Monitor den Blick auf die Landschaft und sehen nur noch blauen Himmel und ein paar kleine Wölkchen. Und schon werden die Raketen gestartet und der Körper in den Sitz gepresst. Nach kurzer Zeit erreichen wir die Schwerelosigkeit, die mir ein bisschen auf den Magen schlägt; der Blick zurück auf die Erde und dann ins All ist aber wunderbar. Nun kommt mein Moment. Ich drücke den Knopf und wir fallen in einen tiefen dunklen Schlaf, der subjektiv aber nur einige Sekunden dauert. Denn schon geht es los mit der Landung auf dem Mars. Jetzt die Flügel ausfahren! Und langsam senkt sich unsere Maschine in eine bizarre Landschaft. Wir setzen auf. Aber da! Plötzlich bricht der Boden weg und die Maschine neigt sich dem Abgrund zu. Die Lautsprecher fordern auf: “Don’t even think to move a single muscle!”¹ Aber nach einer kurzen Ungewissheit sind wir sicher gelandet.

Wir steigen aus und kommen nun in den Shopping-Bereich.

Die Reise zum Mars fand im ‚Mission: Space‘ Pavillon von Epcot statt, der ‚Experimental Prototype Community of Tomorrow‘, die Walt Disney in seinen späten Jahren konzipierte. Epcot – so der Traum von Disney - sollte eine reglementierte Modellstadt für 20.000 Einwohner in Form einer Blume werden, mit der Geschäftsstadt im Zentrum, darum herumliegenden öffentlichen Einrichtungen wie Schulen und Theatern und den Wohnquartieren in der Peripherie. Der Verkehr sollte durch People Movers und Monorails bewältigt werden, die Autos wurden unter die Oberfläche verbannt.



Spaceship Earth



Deutsche Pavillons



Living Seas (Mr Ray's Lagoon)

Nach dem Tod von Walt Disney nahm man aber Abstand von dieser Vision und vollendete Epcot als ein – ich würde es einmal so nennen – Image-und-Vorurteil-Reinforcement-Center. Damit meine ich, dass hier ein eindimensionales, an bestimmten ideologischen Maximen orientiertes, einfaches und zumeist bereits mitgebrachtes Vorwissen bedient, didaktisch bestätigt und verstärkt wird. Sei es Wissen über die Meere und das Leben darin (Living Seas), über die kulturgeschichtliche Entwicklung der okzidentalen Welt (Spaceship Earth), über die

Kultur (zumeist Essens- und Baukultur) anderer Länder (die Staatenpavillons) oder über die Geschichte der Entstehung der USA (The American Adventure).

Das Wissen wird zumeist über sympathieheischende, laute, geschwätzige Fabeltiere angeboten. Das mag kindgerecht sein, ich weiß es nicht. Zumindest für Erwachsene ist es immens nervtötend.

Das Geschwätz füllt das Hirn an, so daß man nur noch schwerlich auf eigene Gedanken kommt. Auch die Fabeltiere scheinen Ergebnis einer Angst vor jeder unkontrollierten individuellen Eigenart und Gegenständigkeit zu sein. Das gilt für Natur, wie man an den lebenden kleinen Rochen sehen kann, die vor dem übergroßen Poster mit Mr. Ray in einem kleinen Becken mit einer Wassertiefe von kaum 50 cm und ohne jeden Pflanzenbewuchs herumschwimmen müssen (siehe Abbildung oben) und deren Identität nicht in ihnen und in ihrem möglicherweise eigenartigen Verhalten in der Natur liegt. Das gilt aber auch für Lebenskulturen, nur dass diese typisiert und so eingeheimst werden (Deutschland = Sauerkraut und Würschtel). Die Disneywelt ist zudem eine technikfreie Welt.

Die Technikwelt des ‚Mission: Space‘-Pavillons ist ein Einzelfall und steht im Gegensatz zur üblichen Disneywelt. Es geht ruhig zu, es gibt keine Fabelwesen und kein hysterisches Geschwätz. Statt dessen Geräte, Monitore, Steuerungsinstrumente usw. Die Anweisungen werden von Menschen gegeben.

Beim Zusammenstellen der Crew wird man darauf hingewiesen, dass man als Team zusammenwirken muss, damit der Flug gelingt; allerdings muß man dann doch nicht zusammenwirken, sondern einer anonymen Stimme aus einem Lautsprecher gehorchen. ‚Cooperation‘ scheint der US-amerikanische Ausdruck für Gehorsam zu sein. Es gibt keinen Anlaß und keine Gelegenheit, mit den anderen drei Personen, die sich mit einem in der Kapsel befinden, zu kommunizieren.

Und ich folge den Anweisungen aus dem Lautsprecher und drücke auf die beiden vorgesehenen Knöpfe. Einen kurzen Moment überlege ich, es nicht zu tun und dann zu sehen, was passiert. Wahrscheinlich nichts! Wahrscheinlich drücken alle auf den Knopf! Auch ich tue es nun. Man kennt die anderen Drei nicht, die mit einem in der Kabine sitzen und man will ihnen ja auch nicht ihren Traum vermiesen. Aber es wäre einmal interessant, hierzu eine Statistik von Disney zu bekommen, ich könnte wetten, dass sie das auswerten und auch, dass alle auf den Knopf drücken. Wie auch immer, man wird durch die Instruktion am Anfang in eine richtige Prüfungssituation gebracht und unter sozialen Druck gesetzt und will nicht versagen.

Damit wird ein Verständnis von Technik vermittelt, das weniger auf das Gerät geht, als vielmehr auf eine sozialpolitische Machtstruktur, konkreter, auf die heroischen Leistungen der einzelnen, vielleicht richtiger gesagt, der aktiv vereinzelter Menschen, die dieses Gerät anwenden, auf Abenteuer des Subjekts, Selbstübersteigerung und Gehorsam.

Versteht man Epcot als Science Center, so haben wir es hier sicherlich mit einer extremen Version zu tun. Ziel des Unternehmens ist der einzelne Besucher, der durch Erleben der heroischen Momente einerseits die Großartigkeit der Technik erfahren, als Eigenerfahrung memorieren und so das ganze Geschäft, als dessen Teil er sich nun fühlen mag, affirmieren soll und andererseits motiviert werden soll – wenn er denn in dem entsprechenden Alter ist – später einmal auch so etwas verantwortlich machen zu wollen.

2. „Schau her, Benedikt!“

Mein Mann hat unserem Sohn Benedikt zu seinem siebenjährigen Geburtstag einen Besuch im Deutschen Museum geschenkt. Meine Tochter und ich gehen mit, es ist etwas für die ganze Familie.

Wir wollen uns heuer auf das Bergwerk konzentrieren und steigen deshalb hinunter. Benedikt nimmt meinen Mann an die Hand: „Schau her, Benedikt!“ „Papa, sag mal!“ Zuerst kommt eine Zwischenstation, mit der wir auf den Besuch im Bergwerk vorbereitet werden, es gibt schmucke Bergbarten aus dem 17. und 18. Jahrhundert und ein süßes Tableau mit einem Schnitt durch ein Bergwerk, so wie es früher war. Man kann eine Kurbel drehen (Schild: „Bitte langsam drehen“) und dann bewegen sich die in Bergmannstracht gekleideten Püppchen.



tableau

Benedikt muss sich auf die Zehenspitzen stellen und recken, damit er etwas sehen kann. Letztlich ist das von den Museumsleuten großartig und sehr umsichtig gemacht. Ich meine, dass sie das Tableau so hoch hängen. Das gibt Kindern die richtige Einstellung, meine ich; nämlich, dass Technik etwas für Große ist. Mein Mann fühlt sich als Vater angesprochen, er nimmt Benedikt auf den Arm, obwohl er eigentlich dafür schon zu groß ist, und lässt ihn an der Kurbel drehen. Ich sage: „langsam“. Aber leider funktioniert es nicht. Mein Mann setzt Benedikt ab, nimmt selber die Kurbel, dreht erst langsam, dann aber schneller und kräftig und tatsächlich bewegen sich die Figürchen nun. Wie putzig! Benedikt freut sich; mein Mann auch; ich habe Angst, dass er etwas kaputt macht und sage, lasst uns doch weitergehen.



Kapelle



Aber einen kleinen Schritt weiter gibt es eine Kapelle aus dem 18. Jahrhundert. So richtig zünftig! Da konnten die Bergleute sich Gott anvertrauen und sich so auf ihre gefährliche Arbeit tief in der Erde vorbereiten. Gegenüber der Kapelle sind die Toiletten, die ich schnell noch einmal nutze, damit ich im Bergwerk Ruhe habe. Nun steigen wir weiter hinab, zuerst geht es ins Kohlebergwerk.



Eingang zum Kohlebergwerk

Es wird dunkel und eng, wir müssen hintereinander gehen und können nicht mehr viel sehen. Die Lampen dienen mehr dem Bewusstwerden des Dunkels als der Beleuchtung. Die Kinder in der Gruppe vor uns erschrecken ihre Eltern, sie stehen lauernd hinter der nächsten Biegung und rufen geisterhaft ‚huhu!‘ oder springen plötzlich hervor und machen ‚buh‘.



Im Kohlebergwerk



Leider kann man nun auch nicht immer die Erläuterungstafeln lesen, aber ich finde, das ist authentisch. Dieses Helldunkel, das ich auch in manchen Bildern in der Pinakothek finde, macht sehr gut deutlich, dass wir uns in einer sonderbaren, fast ein wenig sakralen Welt befinden.

Mein Mann erklärt die Technik, ich denke, dass ich ein wenig auf das Menschliche eingehen sollte. Ich erzähle meinen Kindern, dass wegen der engen Flöze früher auch Kinder in den Bergwerken arbeiten mussten. Ich hoffe, dass Benedikt und meine Tochter erkennen, dass es ihnen da heute bei uns gut geht. Meine Tochter steht etwas verloren umher, aber auch sie hat ihren Ort im Bergwerk, nämlich, wenn wir das Grubenpferd sehen, „Hier!“ ruft sie, „oh, das arme Pony!“

Die Bekleidung der Bergarbeiter ist gepflegt, ohne Löcher und Verschleiß, so, wie man es ansonsten auf den Bildern aus dem Ruhrgebiet im 19. Jahrhundert sieht. Hier sind sie historisch älter, so eine Art Tracht. Ich muss mir das noch einmal in Ruhe ansehen, das könnte ich vielleicht einmal als Muster brauchen, wenn ich für Benedikt etwas nähe.

Benedikt fragt, ob das echte Kohle sei. „Nein!“ sage ich, „denn wenn das echt wäre, wären ja alle, die hier herauskommen, schwarz, wie Neger“. „Gott sei dank wird hier auch morgens durchgeputzt, kein Stäubchen auf dem Boden! Man könnte beinahe davon essen.“

Ich war einmal im Wiener Technikmuseum im Bergbau, da war es nicht so sauber wie hier in München. In Wien haben sie dann auch eine Maschine angemacht, die war leider so laut, dass man sich gar nicht mehr so schön unterhalten konnte.



Schüttelrutsche von 1925



Bergwerk

Im Salzbergwerk steht eine Schüttelrutsche, von 1925, die ist zum Glück nicht eingeschaltet. Ich kann nicht so recht erkennen, wozu man sie braucht, bzw. was sie genau tut, weil sie da einfach hingestellt ist, ohne irgendwelchen Zusammenhang, nur am Ende - oder ist es der Anfang? - steht aber eine Lore, so dass man sicherlich damit etwas verladen oder umladen kann; aber ich verstehe ja auch nichts von Technik. Sie ist beeindruckend, ein Monument ihrer selbst. Dahinter befindet sich der Notausgang, den sie Ton in Ton dem Bergwerk angepasst haben, wie schön!

Die Bergwerksarbeiter im Salzbergwerk sind sehr kleine und zarte Männlein, zuerst denkt man an Heintzelmännchen oder die sieben Zwerge. Aber die sind ja noch kleiner. Und die sind dick. Die Menschen hier sind klein und zart und sehr gepflegt, auch in ihrer Kleidung. Sie sehen allerdings ein wenig türkisch aus, auch deshalb kann man wohl doch nicht an die deutschen Märchen denken.

Irgendwann wird es dann modern, das finde ich nicht mehr so interessant. Und dann kommt eine Nische, in der die Sicherheitsmaßnahmen dargestellt werden.



Grubenwehr

Es wird erwähnt, wie toll die Sicherheitsmaßnahmen sind. 1986 seien bei 31 Einsätzen über 800 Wehrmänner beteiligt gewesen, lese ich. Zum Glück war offensichtlich niemand verletzt worden; es wird jedenfalls nicht erwähnt. Auch Berufskrankheiten – wie etwa die Steinstaublunge - scheint es hier nicht gegeben zu haben. Das ist offensichtlich nur im Ruhrgebiet das Problem, nicht hier bei uns in Bayern.



Geräte und Maschinen

*Dann wird es doch ein wenig laut, aber wir sind auch nun bereits im Freien. Man kann die zarten Modelle bewundern und die Kohlenschaufeln, die an der Wand hängen. So eine Ordnung sollte mein Mann in seiner Garage haben. Ich habe nur einmal etwas ähnlich Ordentliches im Urlaub in einem Museum in Philadelphia gesehen, der Künstler hieß, glaube ich, **Michael Duchamp**, oder so.*

Nach dem Ausgang aus dem Bergwerk gibt es eine kleinere Anzahl von erklärenden Räumen, aber mein Sohn muss jetzt 'mal aufs Klo, alle - auch die anderen Familien - sind ein wenig erschöpft, die Schrittgeschwindigkeit erhöht sich merklich bei allen Besuchern und wir überfliegen nur noch im Vorbeihuschen, was man so ungefähr verpasst. Man erkennt ein paar schematische Erläuterungen, was man alles aus Kohle machen kann, sieht in weiteren, grossen Schaukästen Fabrikanlagen – es scheint sich um sehr moderne arbeiter-, angestellten, überhaupt menschenfreie Fabrikation zu handeln. Ganz toll! Aber das lassen wir für ein anderes Mal. Benedikt muß dann auch schon größer sein, damit er in die Schaukästen sehen kann.

Weitere Besucher sind natürlich auch da, leider ein paar jugendliche Rabauken, die darauf aus sind, ihre Kräfte zu messen, aber auch ein ernsthaftes Mädchen, die von der Schule einen Sonderausweis hat und einen kleinen Forschungsaufsatz schreibt, der sicherlich ganz wichtig ist. Meine Tochter sollte sich hieran ein Vorbild nehmen. Sie latscht irgendwie nur mit und hat inzwischen ihren Walkman an.

Die Technik im Deutschen Museum ist vereinzelt, d. h. sie steht selten in einem funktionalen, produktionstechnischen, betrieblichen oder anderen Kontext. Es geht um Technik in der Produktionssphäre, wobei sogar diese noch eingeschränkt ist, denn es fehlen Darstellungen und Erwähnungen der notwendigen betrieblichen, ökonomischen oder gesellschaftlichen Infrastruktur, der innerbetrieblichen Kommunikation und Administration, der Rechte, der Macht und der Funktionen der Unternehmer und der Gewerkschaften.

Man zeigt also Bereiche aus der Produktionssphäre, aber nicht das tatsächliche Produzieren. Deshalb ist die Technik auch ‚clean‘, d. h. es gibt keinen Ausschuss, keinen Staub, keinen Dreck, keinen Abfall, keinen Lärm, keinen Gestank, keine Gefahr, keine Unfälle.

In dieser ‚reinen‘ Welt der Technik gibt es keine Menschen, die Geräte bedienen und mit ihnen arbeiten. Was im Prinzip auch nicht geht, da die Geräte ja entfunktionalisiert sind und deshalb auch nicht mit ihnen gearbeitet werden kann.

Versucht man sich daran, ein Arbeitsfeld, eine ‚Werkstatt‘, wie eben ein Bergwerk darzustellen, so gerät es zu einem a-funktionalen und – wie in unserem Beispiel durch die Beleuchtung – sakralen Raum.

Werden an einzelnen Stellen – wie eben im Bergwerk – arbeitende Menschen als Tableau dargestellt, so sind diese bildhauerisch so realisiert, dass sie nicht wirklich arbeiten, sondern sich ausstellen. Zum Teil sehen sie aus, als würden sie in ihrem Handlungsablauf eine kurze Pause einlegen und sich einem Portraitisten und damit dann auch dem Publikum präsentieren. Sie arbeiten - im Moment des Portraits - nicht wirklich, weder Schweiß, noch Anstrengung, noch psychische Belastung oder körperliche Erschöpfung sind zu erkennen, selbst wenn sie einen Presslufthammer gegen eine Wand pressen. (Vielleicht kann man das auch nicht in einem Technikmuseum, zumindest ist es bildhauerisch äußerst schwer und eine hohe künstlerische Leistung. Diese wiederum sollte man weder repetitiv einsetzen noch im Dreivierteldunkel verstecken.) Oder sie sind durch Verkleinerung oder durch Trachten und Fremdartigkeit in eine historische und alltagsweltliche Distanz gerückt. Etwa als Menschen des 18. Jahrhunderts; und weder als Proleten noch als Proletarier, die Bergleute gehen in die Kapelle, nicht in die Gewerkschaft.

Technik ist sauber und ordentlich, so sagt es uns jedenfalls das Deutsche Museum. Die Ordnung der Dinge ist vorgefertigt und vorgegeben.

Die Besucher stehen dieser eigenartigen und in sich geschlossenen, fertigen Welt gegenüber. Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als sie zu rezipieren. Sie müssen nicht eigentätig werden und sie können nicht eigentätig werden, weil die Ordnung ihnen keinen Raum dazu lässt. Erkenntnis heißt Aufnahme des Vorgegebenen.

3. Hebbert, sach ich, da musse durch!

Ich gehe oft, wenn ich Besuch kriege und man nicht spazieren gehen kann, weil schlechtes Wetter ist, in das Rheinische Industriemuseum nach Oberhausen. Da kann ich denen ganz gut deutlich machen, wie ich gearbeitet habe und dass das kein Zuckerschlecken gewesen ist. Aber ich bin auch ganz stolz!

Ja, ich bin Meister bei Thyssen gewesen, in der Walzstraße. Eine Walzstraße kann man heute ja nicht ins Museum stellen, die ist viel zu groß. Aber ich gehe trotzdem gerne nach Oberhausen, Die Leute denken immer, ich sei mal gerade 60. Dabei bin ich im vorigen Frühjahr 80 geworden. Aber ich fahre viel mit dem Fahrrad, und ich habe immer noch meinen Garten. Jetzt pflanze ich nicht mehr soviel an, aber er muß ja in Schuss gehalten werden. Und wenn ich Sportschau gucke, dann habe ich mir zwei große Schrauben festgeschweißt und mit Isolierband umwickelt und mache meine Hantelübungen.

Was ja in Oberhausen zu kurz kommt, ist der Fußball. Wenn Hamborn 07 gespielt hat, sind wir alle ins Schwelgern-Stadion gezogen. Davon sieht man nun hier in Oberhausen nichts, na ja, ist ja auch Oberhausen, die haben von Fußball keine Ahnung.



Informationssystem

Was aber gut ist, dass sie zum einen die Maschinen auch mal anmachen und vorführen, wie das geht und dass sie dabei zeigen, was bei uns für ein Lärm und Gestank und Dreck gewesen ist. Gut finde ich aber auch, dass sie diese Fernsehgeräte dabei haben und man sich ansehen kann, wie es wirklich war.

Das ganze Museum ist in einer ehemaligen Werkshalle. Man muss einen bestimmten Weg gehen bis ans Ende der Halle, kehrt dann aber auf einem höher gelegten Steg zurück und kann dann auch noch einmal die ganze Sache von oben anschauen. Da kann man die Dinge im Zusammenhang sehen, man kriegt aber auch noch einmal Informationen.

Es gibt keine Industriekrippen – so sag' ich immer, wenn in einem Museum eine bestimmte Situation mit ein paar Plastikschaufensterpuppen und ganz viel Pappmaschee ausgestellt wird – die Leute vom Museum nehmen Unsereinen aber ernst. Wenn man etwa auf den großen Hammer zugeht, dann kommt man erst durch einen kleinen Teil mit Arkaden, in denen die

Wohnsituation angesprochen wird. Genau so war das. Aber am besten sind da natürlich die Fernseher, wo man die Menschen bei der Arbeit sehen kann.

Ich war ja für die Reparaturen im Walzwerk zuständig. Aber davor musste ich erst einmal meinen Meister machen. Und davor war Krieg und ich wurde dann auch noch eingezogen. Ich wollte eigentlich ins Flugzeug. Mein Vater hat mir aber eins hinter die Ohren gegeben und gesagt, dann wirst du allerhöchstens Bordschütze. Und wenn ihr abgeschossen werdet, dann wirst du entweder verbrennen oder im auslaufenden Benzin ersaufen. Du meldest dich schön für die Bodentruppe, da bleibst du dann im Hinterland. Das habe ich dann auch gemacht, vielleicht habe ich so überlebt. Ich will jetzt nicht weiter vom Krieg erzählen, da musste jeder durch, meine Enkel verdrehen jetzt auch schon ihre Augen. Obwohl das auch damit zu tun hat, dass ich dann Meister geworden bin. Denn ich konnte immer schon ganz gut zeichnen. Im Krieg musste ich immer die Unterkünfte ausmalen oder wenn einer Geburtstag hatte.



Kriegsschiff



Waffe

Ich komme immer auf den Krieg, weil sie in der Ausstellung darauf hinweisen. Das ist ja richtig, obwohl mich schon wundert, dass die das dürfen. Jedenfalls sieht man das nicht oft. Wenn man am Ende der Halle ankommt und nach oben auf den Steg geht, um umzukehren, dann steht da eine Lok, 1942 von Krupp gebaut.



Lok Krupp 1942



Da wird dann auch deutlich gemacht, wie die Lok eingesetzt wurde, sie zeigen hinten Ausschnitte aus dem Propagandafilm „Räder müssen rollen für den Sieg“. Aber jetzt wirklich genug von Krieg. Obwohl, das war schon wirklich wichtig.

Als ich dann die Frau kennenlernte und wir heiraten mussten, hat sie mich sehr gedrängt, den Meister zu machen. Und da habe ich abends immer gegessen und gezeichnet und gerechnet. Das war ein ganz schöner Schlauch. Aber ich habe mir immer gesagt, „Hebbert, da musse jetzt durch, damit deine Tochter es 'mal besser hat“. Dann ist es übrigens ein Sohn geworden. Aber ich hätte gerne eine Tochter gehabt. Jedenfalls bin ich Meister geworden und hatte oft Bereitschaft. Das wurde ganz gut bezahlt. Manchmal habe ich mehr verdient als die Ingenieure.

Was ich übrigens in der Ausstellung noch ganz gut finde, ist das Mechanische Theater.



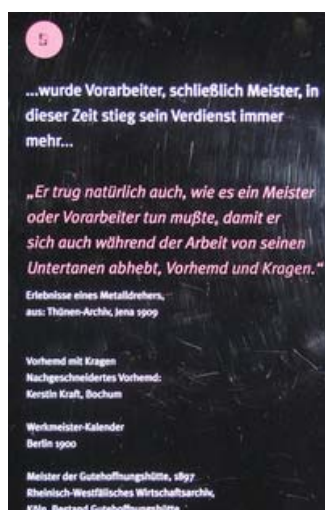
Mechanisches Theater

Da können die ganz gut mit zeigen, wie die Unternehmer mit ihren Belegschaften umgingen, wenn der Laden 'mal nicht so gut lief. Mein Vater hat das immer erzählt. Es war ein rein und raus, man war ständig auf Achse. Nach dem Krieg war das dann ja besser. Weil es lange gut ging und wir wieder aufbauen mussten und viel Stahl brauchten und weil wir dann auch eine starke Gewerkschaft hatten. Thyssen hat aber auch selber etwas getan. Und zum Beispiel Wohnungen gebaut. Da habe ich dann auch eine bekommen. Die war ganz klein. Wir haben dann aber einfach gesagt, die Frau bekommt ein zweites Kind, obwohl das gelogen war. Wir haben aber eine grosse Wohnung bekommen.

Ich hatte gesagt, das es immer um Menschen geht in der Ausstellung, obwohl man das zuerst gar nicht sieht. Aber sie haben so Lebensläufe dargestellt, was aus einem so werden konnte, je nachdem.



Lebenslauf



Wobei ich sagen muss, dass zu meiner Zeit das mit dem weißen Kragen nicht mehr stimmte. Die Ingenieure und die Herren aus dem Vorstand wollten doch so richtig nichts mit Unsereinem zu tun haben. Gut, wir haben sie gedeckt, wenn sie mal nicht da waren und sie haben mir einmal einen Einkaufsschein gegeben, mit dem ich die neue Küche für die Frau sehr viel billiger kaufen konnte. Und wir haben eine aus Eiche gekauft, die sollte damals mit allem drum und dran – und da gab es noch keine Tiefkühltruhe und so – 17 000 Mark kosten, und ich habe sie dann für 6.000 bekommen.

Wenn wir das nächste Mal in das Museum gehen, muss ich mehr von den ausgestellten Sachen erzählen, die man da sehen kann. Ich weiß! Das sagt auch mein Sohn immer. Aber die Sachen erinnern mich immer so.

Technik ist für das Rheinische Industriemuseum nicht nur vereinzeltes Gerät, aber auch nur im Ansatz (Miniaturmodell einer Fabrik) ein System, ein Zusammenwirken von Geräten in einer ‚Werkstatt‘. Im Zentrum des Museums steht der technogesellschaftliche Zusammenhang. Technikwissenschaft ist Gesellschaftswissenschaft.

Die ausgestellten Geräte sind individuelle Stellvertreter, pars pro toto. Sie werden im Modus einer Skizze oder eines Offenen Kunstwerkes zusammengebracht, das der Besucher durch sein Wissen, seine Erfahrungen, Erinnerungen oder Assoziationen vollenden muß. Dadurch wird er zum Mitproduzenten der Ausstellung. Die Aufteilung in aktive Ausstellungsmacher und passive, rezipierende Besucher wird aufgebrochen. Das Rheinische Industriemuseum ist in ganz besonderer Weise ein Besuchermuseum.

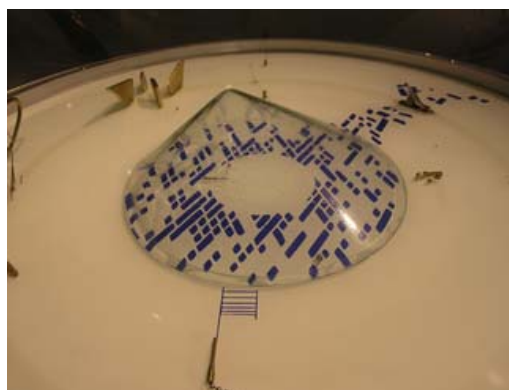
4. L’amour fou

In seinem Roman ‚L’Amour fou‘ (1937) hat André Breton über ein surrealistisches Sammeln und Ordnen von Dingen geschrieben, bei denen das Zusammenseinwollen nicht in einer alltäglichen und offiziellen Rationalität, sondern in einer intensiven – quasi erotischen – Kraft gründet. Das durch einen Künstler mit einer Sammlung hergestellte unerklärliche Zusammensein der Dinge appelliert aus dieser Kraft zu Sinnes-, Erkenntnis- und Sinnarbeit. Und verweigert zugleich das Gelingen. Animiert aber so die Sensibilität und Kreativität der Menschen, ihre Erkenntnisarbeit und ihre ästhetische Kommunikation.

Im Deutschen Museum in München gibt es – in einem ganz anderen Zusammenhang, als in dem oben geschilderten - ein „Pendel mit zwei Gelenken“, das jeder anstoßen kann und das dann aberwitzige Bewegungen macht. Natürlich sind sie scheinbar aberwitzig; sie sind physikalisch begründet und lassen sich berechnen. Dies jedoch ist in der visuellen Vorausahnung der Bewegungsverläufe nicht nachvollziehbar. Jeder geht an dieses Pendel und dreht es und freut sich über die ästhetische Poesie des chaotischen Verlaufs.



Deutsches Museum, München



Phaeno, Wolfsburg

In Phaeno, dem neuen Wissenschaftsmuseum in Wolfsburg, gibt es einige ähnliche Tableaus. Man weiß natürlich, dass das alles seine physikalische Richtigkeit hat. Man erfreut sich aber an dem narrativen Geschehen und überlegt, bzw. diskutiert mit seinen Partnern, wie das wohl geschieht.

Das ist ein Verständnis von Museum, das nicht von oben herab und pädagogisch daher kommt, und von Technik, die Freude macht, und Neugier an einer eigenen Erklärung weckt: Es initiiert erste Schritte in das Selbermachen von Erkenntnis und Erkenntniszusammenhängen, fördert also Wissenschaft und generiert im gemeinsamen Erkennen eine Erkenntnisgemeinschaft. Sie fördert die Einheit von Wissenschaft, Kunst, Amüsement und sozialen Prozessen. Sie ist offen und einladend. Sie bezieht die Besucher tatsächlich ein und fördert ein Technikverständnis und eine Technikbegeisterung, die wir im Modernisierungsprozeß brauchen.

Die beiden hier ausführlicher angesprochenen deutschen Museen leiden jedoch unter einem Paradigma, sie verstehen Museum im historistischen Sinn des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als Anstalt des Rückblicks, des Zurücks zur Wurzel. Sie unterstellen dabei zwar, dass die Wurzel die zukünftige Entwicklung bestimmt, dass das Machen von Vergangenheit indirekt ein Machen von Zukunft ist, sie verzichten aber auf ein aktives Mitwirken an der Gegenwart und an der Zukunft. Erfinderworkshops, Forscherbörsen, Konferenzen über Technikentwicklung und Technikfolgen, über die Zukunft der Arbeit und was auch immer man sich vorstellen mag, fehlen doch sehr.

¹ In Anführung gesetzte Wörter und Sätze sind Zitate von Besuchern. Die drei geschilderten Szenarien basieren auf empirischer, teilnehmender Beobachtung, sie mögen Einzelfälle sein.

Alle Abbildungen von E.F.